



Erfreulich positive Rollenmodelle

Die 17. Ausgabe des schwullesbischen Filmfestivals PinkApple fand nach dem letztjährigen Schwerpunkt der Regenbogenfamilien wieder zurück zu einer erfreulichen Vielfalt an Lebensentwürfen. Neben Missständen und schlagende Ungerechtigkeiten benennenden Dokumentarfilmen dominierte bei den Spielfilmen eine positive Grundstimmung mit Anregungen und Zeugnissen zum Mut zur Tat. Die oft kunstvoll ausgemalte Darstellung von Sehnsüchten war nachgerade ansteckend und die hauptsächlich positiv besetzten Rollenmodelle zeichneten ein Bild, das generell zufrieden stimmen könnte: Grundsätzlich gute Filme mit einer ganz selbstverständlich LesBiSchwulTrans*-Identifikationsfigur.

Thierry Frochoux

Orakeln ist nicht Aufgabe der Presse, aber dermassen deutlich wie dieses Jahr, welcher Film den Publikumspreis gewinnen müsste, wars in den letzten besuchten 15 Jahren, in denen PinkApple nun auch schon in Zürich stattfindet, noch nie. Dagegen sprechen ein Filmzitat aus dem diesjährigen Programm und eine flapsige Bemerkung, die in den kurzen Pausen im Innenhof vor dem Kino Arthouse Movie fiel: Anna Margarita Albello lässt ihre leidlich resignierte Figur einer engagierten Filmemacherin wettern: «Lesben und Schwule schauen sich am liebsten den genau gleichen Schrott an wie alle anderen», und ein hier namenlos bleibender Bekannter fand als Kommentar zu einem weniger geglückten Filmbeispiel die vermutlich tröstend zu verstehenden Worte: «Es braucht halt auch Filme für uns einfachere Gemüter». Das grosse Kunststück von Bruno Barretos «Flores Raras» liegt gerade darin, dass er diese genauso bedient wie LiebhaberInnen von formal wie inhaltlich solidem Handwerk. Er erzählt seine von der Realität inspirierte Geschichte dermassen spannend, gut besetzt, dramaturgisch elegant und emotional vielschichtig, dass man gar nicht anders kann, als begeistert und beglückt aus dem Kino zu kommen. «Flores Raras» erzählt die ungewöhnliche Liebesgeschichte zwischen der US-amerikanischen Lyrikerin und

späteren Pulitzer-Preisträgerin Elizabeth Bishop und der autodidaktischen brasilianischen Architektin Lota Macedo de Soares, deren Flamengo-Park inmitten Rio de Janeiros heute zum Unesco Weltkulturerbe gehört. Anfang der 1950er-Jahre treibt die fehlende Inspiration Elizabeth Bishop beinahe zur Verzweiflung, worauf sie sich entschliesst, ihrer ehemalige Studienfreundin Tracy Middendorf und deren Lebenspartnerin einen Kurzbesuch in Brasilien abzustatten. Eine körperlich heftige allergische Reaktion nach dem ersten Frühstück zwingt sie ins Bett und lässt sie die anvisierte Schiffs-passage für die Rückreise verpassen. Drei Wochen sitzt sie letztlich bis zur nächsten Abfahrt auf dem grosszügigen Anwesen im Hinterland fest und erlebt, wie Lotas anfänglich kühlharsche Abneigung einer heftig-drängenden Werbung weicht, der sie weder widerstehen will noch kann. Die burschikose, unzimplich anpackende Architektin mit offensichtlich wirtschaftlich mehr als nur ausreichenden Mitteln lässt ihre bisherige Partnerin Tracy quasi von einem Moment auf den anderen im Regen stehen. Tracy soll hier wohnen bleiben, denn für ihre emotionale Verwirrung, ihre Eifersucht und das Erstaunen über die Unmittelbarkeit dieser sich nicht angekündigten Wendung hat Lota überhaupt kein Feingefühl. Sie ist es sich offensichtlich gewohnt, in sämtlichen Lebenslagen die Bestimmende zu sein. In der wachsenden Beziehung zur eigentlich recht verschlossenen, an ihrem Werk und demzufolge ihrem Daseinszweck gleichermassen zweifelnden Elizabeth ergeben die beiden zuerst eine komplementäre Ergänzung, ein Dreamteam, dessen Verbindung 15 Jahre dauern und die Verhältnisse zwischen Macht und Ohnmacht zwischen den beiden zuletzt auf den Kopf stellen wird. Für Tracy kauft Lota ein Kind einer ärmlichen Grossfamilie und erfüllt ihr mit der folgenden Adoption einen ihrer sehnlichsten Wünsche. Dafür muss sie die krude und plötzliche emotionale Abkehr von Lota verkraften, die vor ihren Augen alles unternimmt, um Elizabeths Herz zu gewinnen. Ihr einen paradisisch gelegenen Pavillon auf dem Gelände hinstellt, sie in ihrer Tätigkeit ermuntert, sie reich beschenkt und amourös umgarnt. Mit dem Regierungswechsel durch einen Putsch gelangt ein Freund

Lotas an die Macht und sie überzeugt ihn vom Bauvorhaben des zentralen Parks in Rio, dem fortan ihre gesamte Zeit, Energie und Aufmerksamkeit gilt. Nicht nur aus dem Gefühl des Vernachlässigtseins spricht Elizabeth zusehends über die Massen dem Trinken zu, was an offiziellen Diners zu unbedacht an Tabus rüttelnden Tischreden führt und die beiden jede auf ihrem Gebiet erfolgreichen Frauen einander zusehends entfremdet. Während Elizabeth auch dank dem ihr unterdessen verliehenen Pulitzer-Preis zu einer selbstbewussten, vor Ideen sprühenden und ansteckenden Lebenslust findet, manifestieren sich bei Lota unerfüllte Sehnsüchte, ja nachgerade Verlustängste. Die bislang als klar definiert geglaubten Stärken und Schwächen werden relativiert, lösen sich auf und offenbaren die Fragilität von Liebesbeziehungen mit all ihren Wünschen, Beschädigungen und Kompromissen in einer wahrlich bezaubernden Weise. «Flores Raras» ist ein ausserordentlich vielschichtiger Film, dem neben einem Festivalpreis sogar eine weitaus grössere Menschenmengen erreichende Kinobewertung zu gönnen wäre.

Komplexität eines Lebens

Für die nächste freudige Überraschung im diesjährigen Programm sorgte die gefühlt erstmalige Einbettung des Prozesses einer Trans*-Person in ihrer (auch körperlichen) Identitätsfindung in den Kontext der unmittelbar nächsten Umgebung. «52 Tuesdays» der Australierin Sophie Hyde wählt die Perspektive der 16-jährigen Tochter Billie, die während des ersten Jahres im Prozess der Mannwerdung ihrer Mutter ausquartiert wird. Sie soll beim längst nicht mehr bei ihnen wohnhaften leiblichen Vater unterkommen und den nunmehr James genannt wollenden neuen Dad nurmehr in einem fest installierten, ritualisierten Besuchsmodus jeden Dienstagabend zwischen vier und zehn Uhr besuchen kommen. Natürlich dokumentiert James alle an sich stattfindenden Veränderungen in einem Videotagebuch. Die sich in der Hochzeit der Pubertät befindliche Billie beginnt ihrerseits eine Reise der Suche nach der eigenen sexuellen Identität, die sie notabene gleichfalls per Handkamera festhält. Nachdem

sie das gleichaltrige Liebespaar Josh und Jasmine beim Liebesspiel im Lagerraum der Schulhausturnhalle zuerst beobachtet und dann überrascht hat, überzeugt sie die beiden für eine Versuchsanordnung. Diese beginnt mit Interviews über das eigene Körpergefühl als Frau durch Jasmine und als Mann durch Josh, geht darüber hinaus auf Bekenntnisse der Vorlieben körperlicher Stimulation von eigenen Körperteilen und jenen des Gegenübers und landet zuletzt in handfester, praktischer Übung zärtlichen Austausches zwischen Frau und Mann, Frau und Frau und in der Gruppe. Für Billie stellt sich überhaupt nie eine Scham- oder Berechtigungs-Frage ihres Unterfangens, schliesslich sucht ihre Mutter genauso nach Halt und gesicherter Identität. Aber wenn zwei das gleiche tun, ist es bekanntlich längst nicht dasselbe. Während James' Filmaufnahmen einen rein privaten Zweck haben und auch behalten, schlagen die Aufnahmen von Billie plötzlich strafrechtlich relevante, sehr hohe Wellen. Weil sie alle drei noch minderjährig sind, handelt es sich bei den – einzig aus aufrichtigem Interesse und einem nicht weg diskutierbaren Bedürfnis entstandenen – Aufnahmen von Billie gemäss geltendem Gesetz um Kinderpornografie. Nur schon der Besitz ist strafbar und als Billie zur Versöhnung mit den mittlerweile zerstrittenen beiden anderen eine CD der Aufnahmen brennt und sie als Geste der Versöhnung vorbeibringt, brechen über ihr sämtliche Dämme ein und eine aufgeregte Elternversammlung der drei Teenager ist nur schwer davon abzuhalten, diese 'Straftat' zur Anzeige zu bringen. Die Dokumentarfilmerin Sophie Hyde schafft es in «52 Tuesdays» kongenial, die verschiedenen Identitätsfindungen von James wie Billie als vollkommen natürliche Prozesse zu zeigen, die beiderseits aus einer glaubwürdigen Dringlichkeit heraus durchlebt und dokumentiert werden wollen. Beide Suchen ecken an verschiedenen Punkten der Gesetzgebung an und während es sich bei James um eine einzig privat zu tragende Konsequenz handelt, mutiert die verwandte Suche von Billie zum Offizialdelikt, das weitaus grössere Kreise zu ziehen droht. Aber «52 Tuesdays» ist auch in der Darstellung einer Trans*-Thematik per se aussergewöhnlich. Beschrieben sich die bisher gesehenen Filme auf sehr persönliche Sichtweisen anhand von beispielhaften Einzelschicksalen, so stellt dieser Film den Wandlungsprozess von James in den Kontext von Alltag, Familie, Beruf und ermöglicht es so, den eigenen Blick auf diese Thematik in einen grösseren Zusammenhang zu stellen und ihn damit gekonnt dessen gesamte Tragweite zu erfassen. Gute Kinounterhaltung gepaart mit einer wenig aufdringlich dargebrachten Einladung, die eigene Weltsicht auf deren Wahrhaftigkeit von empathischem Interesse für andere infrage zu stellen. Die anregende Einladung zur Horizonterweiterung – seit jeher eine zentrale Qualität von PinkApple.

Reine Atmosphäre

Neben den Dokumentationen zu dringlichen, stossenden Ungerechtigkeiten und Missständen weltweit, auf die später noch einzugehen ist und die wenigen, störenden gefilmten Son-



derbarkeiten, die einen formal oder inhaltlich einzig achselzuckend bis leidlich verärgert zurücklassen, bestand dieses Jahr ein nicht in der Art angekündigter Block sehr vieler Filme, die sich einzig auf die Herstellung von Atmosphäre eines Lebensgefühls konzentrierten. Im Extremfall ging diese Herstellung von höchstens an den Fingerspitzen fühlbarer Spannung soweit, dass eine überhaupt vorhandene erotische/sexuelle Komponente schlicht nicht als existent erkennbar wurde. Am deutlichsten manifestierte sich das in «Boven is het stil» von Nanouk Leopold. Der Filmheld Helmer ist ein Baum von einem Kerl, Bauer in den Niederlanden mit einem Übermass an zu erledigenden Aufgaben auf dem Hof und zudem noch einem pflegebedürftigen Vater. Einer der dialoglosesten Filme seit langem, dem hingegen die Herstellung von flüchtigen Spannungsmomenten rein durch Blicke, die Wahl von Situationen und Körpersprache durchwegs als gelungen umgesetzt anerkannt werden muss. Es könnte sein, dass sich Helmer für den täglich vorbeifahrenden Milchfahrer interessiert – sein Handeln lässt das allerdings einzig durch ein trotziges sich Entziehen deuten, und es könnte sogar sein, dass die abrupte Abfuhr gegenüber den deutlichen Avancen des neuen Knechtes, der gleich darauf den Hof wieder verlässt, eine umgekehrt relationale Beweisführung für dessen Interesse an zwischenmännlicher Zärtlichkeit sein könnte. Nur an deren Ausübung von der eigenen Unfähigkeit des Ausdrucks der eigenen Emotionalität gehindert. Aber mit Bestimmtheit lässt sich das nicht sagen. Sieben weitere Filme dieses Jahrgangs begnügen sich teilweise regelrecht komisch, oft dem Genre entsprechend typisch und manchmal auch nur sehr schwer begreiflich mit möglichst spür- also nachvollziehbarer Herstellung einer einzig empathisch nachvollziehbaren Momentaufnahme. Gemein ist ihnen, dass es sich um Situationen der Übergänge handelt. Fast hälftig sind es Coming-Out-Filme, deren in Anspruch genommenen neunzig Minuten Raum für eine Entwicklung hin zu einem ersten scheuen Kuss sehr wohl nachvollziehbar sind, mitunter aber die Geduld schon ein wenig strapazieren, grad wenn zwei oder gar drei gleichentags aufeinander folgen. «Jongens» von Mischa Kamp ist ein handwerklich einwandfrei gemachter Coming-Out-Film, in dem sich zwei jugendliche Leichtathleten näher kommen. Während sein Teamkollege Marc sehr genau weiss, was



respektive wen er will, steckt Sieger mitten im grössten Clinch der emotionalen Achterbahnfahrt. Zuhause macht sein grosser Bruder dem alleinerziehenden Vater gerade mit seinen kompromisslos durchgezogenen Aktionen der Ablösung das Leben sehr schwer, was Sieger nur zu noch mehr Zurückhaltung aus Rücksicht drängt. Die Zuneigung zu Marc und auch die körperlichen Reaktionen, die das Zusammensein bei ihm auslösen, sind an sich unübersehbar, nur fehlt noch der Mut, für das eigene Glück einzustehen. Also lässt er sich halbherzig auf ein gruppenspezifisch motiviertes Anbaldeln mit einem gleichaltrigen Mädchen ein und geht in Schlüsselszenen gar so weit, Marc vor den Kopf zu stossen, ihn abzulehnen und sogar annähernd als so genanntes Feindbild blosszustellen. In «Feriado» von Diago Araujo aus Ecuador kämpft Juan Pablo, Sohn einer einflussreichen Familie, den eigentlich genau gleichen Kampf, aber aus der anderen Perspektive. Er verschenkt sein Herz an den gleichnamigen Indio aus ärmlichen Verhältnissen. Sie lernen einander kennen, als der eine als Dieb von Autoteilen während eines rauschenden Festes auf der Hazienda der herrschenden Klasse beinahe erwischt wird und ihn der reiche Sohn deckt und versteckt. Sehr viel weiter als eine unglücklich endende Schwärmerei geht diese Annäherung nicht, nimmt aber als erstmaliges Erleben eines derartigen Rückschlages in der Selbstfindung des gut behüteten Jugendlichen – der wie nebenher eine weitere Lebensart eines Teils der Bevölkerung überhaupt erst kennen lernt – eine nicht zu unterschätzende Rolle ein, die ihn schmerzlich, aber auch ziemlich rasch in seinem Selbstbewusstsein stärkt. Wiederum glücklich endet das erste Verliebtsein des blinden Schülers Leo mit Gabriel, dem neuen Mitschüler in der Klasse in der Langfilmversion nach einem vor drei Jahren am PinkApple gezeigten kurzen des Brasilianers Daniel Ribeiro. Vieles hat sich zwischen beiden Versionen elementar verändert. Während die gleichen Darstellenden im Kurzfilm noch regelrechte Kinder waren und sämtlich Emotionales sehr intuitiv und symbolisch angedeutet, aber klar herausstellten, mussten für die lange Version mit dem Titel «The Way He Looks» ein regelrechter Handlungsstrang und vor allem etliche Dialoge hinzu geschrieben werden, was im je ursprünglichen Charme die beiden Filme eigentlich gar



nicht mehr miteinander vergleichbar macht. Die beiden Jugendlichen benötigen sehr wenig Beihilfe von aussen, um zueinander zu finden, und werden darum auch sehr rasch von den selbsternannten Platzhirschen in der Schule gehänselt. Damit lässt sich ein Umgang finden, viel schwerer wiegt da die Eifersucht von Leos ehemals bester Freundin, die ihre heimliche Liebe zu ihm indes nie eingestanden hat. Sie zieht sich beleidigt, enttäuscht und trotzig zurück und ein grosser Teil der Handlung dieses nach wie vor charmanten Films besteht jetzt im Finden einer Balance, um eine gleichzeitig gelebte Liebe mit Gabriel und eine wieder innige und in vertrauensvoller Hingabe gelebte Freundschaft zu Giovana gleichzeitig zu ermöglichen. Daniel Ribeiro gewann mit diesem Spielfilmdebüt den diesjährigen Teddy-Award der Berlinale.

Komisch bis unausgegoren

Die weiteren filmischen Zeugnisse mit einer sehr gemächlichen Entwicklung sind sehr verschieden. Während sich der überkorrekte und überangepasste Witwer Fred in «Matterhorn» von Diederik Ebbinge über Nacht in der neuen Situation konfrontiert sieht, sind die Meinungen in der kleinen Dorfgemeinschaft rasch gemacht. Fred nimmt den eigenartig agierenden und kaum sprechenden Theo bei sich auf. Zuerst nur, weil dieser das gestern von ihm erschlichene Spendengeld im Garten abarbeiten soll. Doch zusehends entsteht eine besondere Freundschaft zwischen dem kontrollierten und dem chaotischen Mann, in der beide vom Wesen des anderen letztlich profitieren. Lange bleibt unklar, was diesem Kauz von Theo widerfahren ist, dass er dermassen weltfremd agiert. Wie zufällig entwickeln die beiden – Aquavit sei Dank – eine zum Brüllen komische Art der Kommunikation: Fred singt Kinderlieder und Theo mimt die darin vorkommenden Tiere nach. Schnell werden sie zum letzten Schrei an Attraktionen für Kindergeburtstage, nicht ohne, dass ein Missverständnis zuvor für grosses Aufhebens in der Gemeinde gesorgt hat. Als sich Theo eines Tages selbstständig frisch anziehen soll, vergreift er sich im Schrank und steht plötzlich in den Kleidern von Freds verstorbener Frau vor ihm. In der Öffentlichkeit ist das natürlich Grund für höchste Empörung und am Folgetag prangt an Freds Haus in grossen Lettern «Sodom und Gomorrha» und die einflussreichen der Kommune – also



der Pfarrer und sein offensichtlich früher mal adliger Nachbar – reden ihm mit den üblichen Mahnungen und Drohungen ins Gewissen. In der Folge bleiben ihre beiden Stühle in der Kirche fortan einfach leer... Beinahe zufällig entdeckt Fred Theos Herkunft – als verheirateter Familienvater auf einem Hof mit Tieren nicht sehr weit vom eigenen Dorf, woraufhin er ihn pflichtbewusst, wenngleich ein wenig weinenden Herzens ebenda abliefern. Doch beiden Männern ist ihre kurzzeitig entstandene und reichlich sonderbare Freundschaft ein bleibender Sehnsuchtsort und dank dem warmherzigen und grosszügigen Verständnis von Theos Frau, die ihm den bestmöglichen Ort für seine nach einem Schlaganfall reichlich verschobene Realitätsbegrifflichkeit wünscht, finden sie beide wieder zu einer in inniger Freundschaft gelebten gemeinsamen Wohn- und Lebensform. Während hier auf sehr skurril-komische Weise nicht von Eros die Rede sein kann, ist in «Elias» von Clément Badin das bare mechanische Triebbefriedigungs-Übermass der Hauptfigur, die sein Job als Stricher mit sich bringt, das regelrechte Gegenteil von Sinnlichkeit. Elias ist das beste Pferd im Stall eines Cruising-Clubs, ist seinen Job, das Umfeld und die ständigen Prep-Behandlungen nach offenbar ungeschütztem Verkehr und generell sein eigenes Dasein zwischen Stuhl und Bank, Sinn und Leere, Körperlichkeit und Liebesbedürfnis – also alles an seinem jetzigen Leben leid. Er will ausbrechen, aufbrechen und macht sich deshalb daran, seine Oma im Altenheim zu besuchen, deren Unterhalt er seit Jahren mit dieser Arbeit finanziert. Eine Zweithandlung mit dem örtlichen Pfarrer und einem kleinen Jungen muss irgendwie als Parallele verstanden sein wollen, bleibt aber letztlich kryptisch, genauso wie das behauptete Kindheitstrauma von Elias, das sich einem bis zuletzt überhaupt nicht erschliesst. Fast fühlt man sich geneigt, dem Filmemacher nachzurufen, wenn Du was erzählen willst, dann sag doch und lass das Publikum nicht im trüben Teich der Andeutungen fischen. Ein weiterer, sehr gemächlicher Film, «Hawaii» von Marco Berger aus Argentinien, schlängelt sich irgendwo zwischen kryptischen Andeutungen und wenig nachvollziehbaren Handlungen seiner beiden Hauptfiguren durch. Eugenio ist Autor und lebt im Sommerhaus seines Onkels, während der obdach- und arbeitslose ehemalige Schulkamerad Martin vor dem Tor um Arbeit nachfragt. Die beiden sich sichtlich gegenseitig

Gewogenen tanzen genüsslich dermassen lang und unbeholfen um den heissen Brei, dass die finale Auflösung nach mehreren Umwegen auch eine Erlösung fürs Publikum ist: Endlich!

Altersunterschiede

Schon seit längerem konzentriert sich das PinkApple-Programm glücklicherweise nicht nur um schöne, junge Hauptfiguren, sondern richtet den Blick je nach Filmangeboten jährlich mehrfach in Richtung Altern, wobei es diesmal die Altersunterschiede sind. Schrill und schräg, wie von Bruce La Bruce nicht anders zu erwarten, kommt «Gerontophilia» daher. Der jugendliche Tagträumer Jake jobbt sich ziemlich wahllos durchs Leben. Als er grad mal Bademeister ist und einen alten Mann nach einem Badeunfall beatmet, überrascht ihn zur Belustigung sämtlicher GafferInnen die eigene Instanterektion. Beschämt zieht er von dannen und zieht relativ rasch den Schluss, sich künftig im Altersheim als Pfleger zu betätigen. Dort trifft er den grantigen Mr. Peabody, mit dem er sehr viel mehr Zeit verbringt, als gemäss Pflegeplan und Zeitmanagement statthaft wäre. Nach erster Anfreundung, zärtlich einander zugewandtem gemeinsamem Zeitvertreib – etwa im Strip poker – wird aus den beiden ein regelrechtes Paar. Als das der Leitung zu Ohren kommt, wird der Patient sediert und Jake umdisponiert. Fall erledigt. Denkste! Jake entführt seinen alten Lover kurzerhand und unternimmt mit ihm die Reise seiner letzten Sehnsucht: Den Pazifik noch einmal zu sehen. Ein deutlich augenzwinkernder Seitenhieb gegen jeden Ansatz von Uniformität von Liebe und in den Nachgedanken auch eine klitzekleine Toleranzübung für einen selber. Sehr viel realistischer romantisch-dramatisch kommt diese Altersgrenzen überschreitende Liebe in «Tru Love» von Shauna Macdonald und Kate Johnston daher. Tru ist eine promiske Lebensgeniesserin kurz vor den Vierzigern, als sie von einem ehemaligen One-Night-Stand, Suzanne, gebeten wird, deren ankommenden Mutter die Tür zu öffnen und sie so lange zu unterhalten, bis die überbeschäftigte Geschäftsfrau selber heim käme. Suzannes Mutter Alice und Tru sind sich auf Anhieb sympathisch und weil in den Folgetagen Suzanne vor allem durch Abwesenheit und Termindruck glänzt, verbringen diese beiden Frauen die meiste Zeit miteinander, werden in den Gesprächen tiefsinnig und persönlich, und aus der ersten Anziehung wird notabene mehr. Als Suzanne sowas in der Art zu ahnen beginnt, hintertreibt sie aus lauter Eifersucht jede weitere Kontaktaufnahme, sodass zuletzt drei gebrochene Herzen vor sich hinsiechen. Alice, vielleicht aus Altersweisheit, versteht mit der jetzt herrschenden Funkstille überhaupt nichts mehr, glaubt sie doch, in ihrem Alter eine ziemlich ausgeprägte Menschenkenntnis zu haben und Signale und Emotionen lesen und deuten zu können. So kommen die beiden ungleich alten Frauen noch einmal für wenige Augenblicke zusammen und heben gemeinsam in höhere Spären ab. Aber «Tru Love» ist ein Melodrama, was ein traurig-sentimentales Ende voraussetzt. Gerade die sich emotional nicht einbringen wollende, die

Arbeit vorschubende und aus Eifersucht alles hintertreiben wollende Rolle der Suzanne funktioniert hier prima als Spiegel zur Überprüfung der Deckungsgleichheit eigener Ansprüche, Wünsche und der Bereitschaft zum nötigen Engagement dafür. Ein weiteres Melodrama ist «Mia» von Javier de Couter, das gleichsam eine Hommage an das Ende der 1980er-Jahre für wenige Jahre vor den Toren Buenos Aires' bestehenden Hüttendorfes «Aldea Rosa» ist. Dort lebten vornehmlich Transsexuelle und Schwule im selbstgewählten Exil am Rand der Gesellschaft, dafür in grösstmöglicher Freiheit. Die Hauptfigur Alé ist Müllsammlerin, der ein sichtlich betrunkenen Familienvater unter viel Geschrei eine Schachtel regelrecht vor die Füsse wirft, die ein Tagebuch einer von der bevorstehenden Geburt komplett überforderten und verängstigten Mutter enthält. Alé übt einerseits das Lesen mit diesem Tagebuch, aber kehrt immer wieder dorthin zurück und freundet sich heimlich mit der kindlichen Tochter des Hauses an. Der wegen seiner Trinkeskapaden recht unberechenbare Vater vertreibt jede noch so geduldige Haushaltshilfe mit grosser Regelmässigkeit. Das Kind fühlt sich isoliert, alleine und findet mit Alé erstmals eine Person – wenngleich eine Transsexuelle, aber das schert das Kind natürlich überhaupt nicht – die sich aufrichtig für sie interessiert. Die Auseinandersetzungen zwischen Vater und Alé sind heftig und verbal krass. Als er aber seine Stelle verliert und in seiner bisherigen bereits bestehenden Ausweglosigkeit nachgerade am wortwörtlichen Abgrund steht, ist er bereit, die Hilfe Alés anzunehmen. Ganz zum Schluss ereilt den Regisseur eine etwas zu ausgeprägte Lust zum Zuckerguss, aber die Grundtonalität und Thematik des grundsätzlich und bedingungslos Anerkanntwerdens wird von der/vom Darstellenden (?) der Hauptfigur grossartig verkörpert.

Gesellschaftliche Geisseln

Zwei Filme im diesjährigen Programm – «Pussy Riot» von Mike Lerner und Maxim Pozdovkin sowie «Ukraine Is Not A Brothel – The Femen Story» von Kitty Green thematisieren die medial längst bekannte und hinlänglich durchleuchtete Guerillataktiken von Frauen in Russland sowie der Ukraine, um gegen den erniedrigenden Umgang mit der Frau als solcher durch die männerdominierte Gesellschaft anzuprangern. Neben dem eigentlichen Zeitzeugnis, was beide Filme sind, ereilt einen dank ihnen eine im Mindesten wachsende Ahnung vom ihrem im Alltag zustossenden Unrecht. Wie verzweifelt müssen Frauen sein, die spektakuläre Aktionen klandestinität planen und durchführen, obwohl sie wissen, dass sie sich damit selber an Leib und Leben gefährden, in grossen Anführungsstrichen, nur damit sich in der Gesellschaft etwas zum Positiven verändert. Das sind zwei der herausragenden Dokumentarfilme dieses Jahrgangs, die Missstände, Unrecht, Heuchelei, Ignoranz und Verdrehung der Tatsachen aus reiner Bequemlichkeit anprangern. Harte Kost. Genauso wie der experimentelle Film über die Verstümmelung weiblicher Genitalien in Afrika – und zusehends



auch in den USA und Europa – von Pratibha Parmar. «Warrior Marks» befragt Beschneiderinnen nach deren Schuldverständnis und erntet Unverständnis, stellt diverse noch kleine private Engagements für die Abschaffung oder im mindesten Verhinderung dieser sinnlosen Verstümmelung vor. Entstanden ist der Film in Kooperation mit der Pulitzer-Preisträgerin Alice Walker (über die auch ein aufschlussreiches Portrait im Programm war), die bereits in ihrem 1992 erschienenen Roman «Possessing the Secret of Joy» diese Usanz an den Pranger stellte und dafür harsche Kritik von Kulturimperialismus erntete. Der Film sucht – vergeblich – nach Hinweisen im Koran, nach Beweisen für die Behauptung, es wäre jahrhundertalte Tradition, und versucht, mit den Mitteln des Wortes, der Überzeugung und der Aufklärung, an diesem felsenfest verankerten Aberglauben mit schrecklichen Folgen für die Opfer, die einfach in Kauf genommen werden, auch nur ein klein wenig zu rütteln. Zu rütteln gibts in Uganda bald gar nichts mehr, wie Roger Ross Williams Dokumentation «God Loves Uganda» darstellt. Seit 1979 Idi Amin als absoluter Herrscher von Uganda vertrieben wurde, haben US-amerikanische fundamentalistische Freikirchen das Land als Versuchslabor für ihren massiven Missionariseinsatz auf dem Kontinent erklärt und sind heutzutage in sämtlichen Belangen des täglichen Lebens dermassen vernetzt, verhängt und fest installiert, dass ihre Macht und ihr Einfluss sehr schnell an jene des ägyptischen Militärs erinnert, ohne das im Land nichts mehr funktionieren würde. Diese fanatische Bedrohung wird nur noch vom im Film geäusserten Umstand der Wirkung gesteigert, dass, wenn Weisse mit US-amerikanischem Akzent irgend etwas sagen würden, es die örtliche Bevölkerung für die einzig gültige, bare Münze nähmen. In dieselbe Bresche des Schreckens schlägt «2 Men And A Wedding» von Sara Blecher über die Folgen der ersten öffentlichen Verlobung zweier Männer in Malawi. Frappierend an dieser regelrecht den Schmerz erfahrbaren Geschichte ist die Bigotterie des allgemeinen Umfeldes. Solange der eine als Putzhilfe in einer Lodge bei der Besitzerin gemeinhin und ohne weiteren Zweifel als Frau angesehen wurde, war alles in Ordnung, sogar das zur Verfügung stellen der eigenen Luxusanlage für diese Feier. Als ein Hetzreporter auf der Titelseite der grössten Zeitung des Landes diese Verlobung als Schwulenhochzeit

diffamierte, verkehrte sich die Meinung der Inhaberin in ihr Gegenteil. Aus quasi blindem Vertrauen auf einen Eindruck von ein paar Kleidungsstücken wurde prompt genauso blinder Hass gegen eine zuvor geachtete Person, einzig durch ein vermeintliches Wissen über deren sexuellen Ausrichtung. Irgend einen kritischen Gedanken vergeudete diese Dame weder im Vorfeld noch im Nachhinein. Dergestalt stellen sich sämtliche Bestrebungen für Verbesserungen einer Menschenrechtslage in dieser Hinsicht als sehr trübseliges Anreiten gegen imaginäre Windmühlen heraus. Das Argument, bei uns hoch gehalten und in der Regel etwas Wert, steht hier trotz vielfacher profundere Untermauerung mit Fakten auf komplett verlorenem Posten.

Um nicht ganz deprimiert zu enden, sei hier neben noch recht zahlreichen der gelösten Stimmung zuträglichen Filmen auf Frauen- wie auf Männerseite des Festivals, die hauptsächlich die positive Seite des Einstehens für sich selber und seine Rechte in unterhaltsames Licht rückten, auf die letzte wirkliche Überraschung hingewiesen. Die bislang vornehmlich als Krimiautorin in Erscheinung getretene Mitra Devi zeigte dieses Jahr den Dokumentarfilm «Long Time Love». Darin stellt sie gemeinsam mit ihrer Langzeitpartnerin Bea Huwiler fünf langjährigen Frauenpaaren die zehn gleichen Fragen. Vom Setting her ist das wenig aufsehenerregend. Aber Mitra Devi beweist mit dieser Arbeit eine ausgesprochene Begabung für gelingende Dramaturgie und ein feines Gespür für Filmschnitt, dass aus dieser Frontalbefragung von fünf Frauenpaaren ein ausnehmend erfreulicher und kurzweiliger Einblick in die Befindlichkeit von recht verschiedenen Paaren möglich wird. Vieles ist universell, aber ein Grossteil dessen, was eine Partnerschaft offenbar zu deren langjähriger Zusammenhalt verhilft, ist eben auch sehr individuell und von den tatsächlichen zwei sich liebenden Menschen abhängig. Inspiriert wurde sie offenbar letztes Jahr am PinkApple und nach dem aufschlussreichen und wirklich lustigen Schauen dieses Films kam schon eine Sehnsucht auf, ein langjähriges Männerpaar würde es ihnen nachtun und für das kommende Festival eine Variation herstellen. Wären beispielsweise nur schon die zehn Fragen für Männer überhaupt die selben? Ganz zu schweigen von der Spannung auf die Antworten...